

»Ich putze für die Kunst«

Angelika Waniek macht Kunst, die sie eigentlich nicht verkaufen kann: Performance.

Ihr Ausdrucksmittel ist dabei die Sprache. Im Interview erzählt sie, was das bedeutet und wie sie ihre Aufgabe als Künstlerin versteht.

Von Nadine Jukschat



Performance-Künstlerin Angelika Waniek

■ Du bist in Baden-Württemberg aufgewachsen, hast in Kiel und später in Leipzig studiert und bist dann hier geblieben – welche Rolle spielt Leipzig für deine künstlerische Arbeit?

Ich finde, Leipzig ist für Kunst ein wunderbarer Ort. Die ganzen kleinen Kunsträume – das empfinde ich als sehr produktiv, gerade auch in Plagwitz. Als ich von Kiel hierher kam, war es sehr erfrischend, Menschen kennenzulernen, die einen kleinen Kunstbetrieb oder eine Galerie haben und da Ausstellungen machen. Es ist dann nicht so: Oah, ich habe eine Ausstellung. Sondern eher: Oah, ich probiere mich aus, ich habe hier die Möglichkeit, was zu machen. Das finde ich positiv, denn dadurch kommt man viel ins Gespräch, es gibt einen regen Austausch. Und es bietet die Möglichkeit, die eigenen Dinge zu zeigen und überhaupt einen künstlerischen Standpunkt zu finden, eine Haltung zu entwickeln. In Kiel fehlte dafür der Raum.

Deinen künstlerischen Standpunkt und deine eigene Arbeitsweise hast du inzwischen gefunden ...

Ich sehe meine Aufgabe als Künstlerin darin, wahrzunehmen, zu schauen, was herrscht gerade für ein Thema vor. Momentan arbeite ich zum Beispiel zum Hoffnungsbegriff. Der ist ja in Leipzig auch durch Ernst Bloch sehr vielfältig diskutiert ... Wenn ich dann ein Thema habe, versuche ich, mit den Menschen und Institutionen in Kontakt zu kommen, die

damit zu tun haben. Ich gehe in Gespräche, höre den Menschen zu und nehme auf, was das Thema für sie wichtig macht. Und ich schaue mir die Räume an, weil sich Handlungen auch in der Architektur niederschlagen. Dabei arbeite ich auch „undercover“, gebe mich also nicht als Künstlerin zu erkennen. Das macht immer den Günther Wallraff-Link auf – so ist es nicht. (*Waniek lacht*) Für das aktuelle Projekt putze ich zum Beispiel in einer Partnervermittlungsbörse. Menschen, die dahin gehen, hoffen ja, dass sich etwas in ihrem Leben verändert, dass sie einen Partner finden ... Mich interessiert, wie mit der Hoffnung umgegangen wird. Es ist zum Beispiel aussagekräftig, wie die Mitarbeiter dort die Hoffnung verwalten. Da wird viel auf Video aufgenommen, die Kunden bekommen Nummern, Karteikarten. Und dann diese Kategorien: 40-jährige, großbusige, rundliche Frau sucht Akademiker mit Migrationshintergrund. Wenn ich daraus später eine Performance mache, muss auf jeden Fall auch etwas davon mit drin sein ... Im Idealfall dauert die dokumentarische Arbeit mit den Menschen etwa vier Monate. Zur Recherche gehört aber auch immer, Literatur zum Thema zu studieren. Und wenn dann die ganzen Erfahrungen einmal durch mich, durch meinen Körper und durch meine Ohren durch gegangen sind, entsteht ein Text, den ich dann verinnerliche, bevor ich ihn zum Besten gebe.

Text und Sprache spielen bei dir eine sehr wichtige Rolle. Wie kommt es, dass am Ende deiner Arbeit dann eine Performance steht und nicht etwa eine Erzählung oder ein Gedicht?

Ja, meine Arbeiten sind sehr textlastig. Ich glaube, der Grund, warum es bei mir in der Performance endet, ist zum einen, dass ich große Freude am erzählen habe. Ich nenne mein Format auch „erweiterte Erzählung“. Zum anderen sind mir die Unmittelbarkeit und das Jetzt sehr wichtig. Diese Gleichzeitigkeit von Produktion und Rezeption, die dann vielleicht einen Rahmen aufmacht, darüber zu diskutieren. Das ist bei einem Gedichtband oder einer Erzählung ja nicht so. Es geht mir aber nicht um ein Feedback oder um eine Rückmeldung. Ich biete in meiner Performance einen Entwurf an: So sehe ich die Sache. Wenn dann jemand darauf einsteigt und sagt, ja sehe ich auch so oder das sehe ich anders oder das verstehe ich nicht, ist das gut. Schade fände ich, wenn es nur Unterhaltung ist.

Muss Kunst politisch sein?

Ich glaube, dass der Künstler einen politischen Auftrag hat. Er muss wahrnehmen, was in der Gesellschaft gerade los ist und das auf einer anderen Ebene verarbeiten und den Menschen als Gegenentwurf darlegen. Er hat die Freiheit, andere Zusammenhänge zu sehen, als beispielsweise Politiker und kann auch Sachen überspitzen, weglassen und umdeuten. Nicht umdeuten

im Sinne von falsch deuten, sondern er kann Sachen eine andere Wertigkeit geben.

Wie kommt es, dass das Politische in deinen Arbeiten schließlich doch eher subtil bleibt und du vielmehr Assoziationsräume schafft?

Das hängt mit meiner grundsätzlichen Haltung zusammen. Ich finde Macht schwierig und ich finde es auch schwierig, Menschen etwas vorzugeben. Die Sprache kann etwas, was andere Medienformate, wie zum Beispiel der Dokumentarfilm oder die Fotografie, nicht können: Sie kann das Bild beim anderen hervorrufen. Das wunderbare ist, es entstehen Bilder.

Gleichzeitig sind es immer Bilder für den Augenblick, flüchtig und vergänglich. Ist es nicht manchmal auch schmerzlich, dass so wenig von deiner Arbeit bleibt, dass man sie nicht festhalten kann?

Ich find, nee. Schmerzlich? (*Waniek denkt nach, lacht dann.*) Nee, find ich nicht, also doch. Puh, schwierige Frage. Es ist immer dann schmerzlich, wenn ich an einem Punkt bin, wo es erst mal nicht weitergeht. Dann ist es schmerzlich, nicht auf was Altes zurückgreifen zu können, was schön war. Aber das ist auch Quatsch, weil wir es ja erlebt haben und das ist Bestand genug. Nur weil es nicht materialisiert ist, ist es ja nicht weg.

Andererseits, wenn ich an den Kunstmarkt denke, ist es natürlich sehr schmerzlich. Ich habe aus meiner Kieler Zeit viele Künstlerfreundinnen, die in der Malerei beheimatet sind. Die verkaufen mittlerweile alle sehr gut. Dabei ist die Qualität ihrer Bilder, sag ich jetzt mal ganz eingebildet, nicht besser als die Qualität meiner Performance. Nur kann man die Bilder materialisiert an die Wand hängen. Das tut schon weh – zu merken, die Kunst, die ich mache, kann ich gar nicht verkaufen. Und dann frage ich mich: Bin ich gegen den Kunstmarkt und weiß es nur noch nicht? Ja, das kann sein. Aber ich bin auch Realistin, der Markt gehört zur Kunst dazu.

Mal angenommen, ein Sammler würde gern eine Performance von dir kaufen ...

Dann könnten wir individuell besprechen, wie die Performance aussehen soll. Plus: Ich mache ein Textheft, von dem es genau drei Exemplare gibt.

Ironischerweise verdienst du jetzt mit der „Undercover“-Putztätigkeit einen nicht unwesentlichen Teil deines Lebensunterhalts ...

Ja, im Moment verdiene ich mein Geld auch mit Putzen. Das ist ein schmunzelhafter Nebeneffekt. Man könnte auch sagen, ich putze für die Kunst. (*Da ist es wieder, das Wanieksche Lachen.*)

Wie ist es für dich, so zu arbeiten: Freiberuflich als Künstlerin mit einer elfjährigen Tochter und einem Produkt, dass sich so schwer verkaufen lässt?

Für mich ist das nichts Schlimmes, auch nichts Dramatisches oder Verwerfliches. Ich finde es richtig und es fühlt sich für mich sehr stimmig an. Auch weil ich es ja frei gewählt habe ... Aber ich sehe natürlich ganz klar auch, wo ich anecke und wo ich dann auch manchmal verzweifle.

Am Anfang des Studiums in Kiel wurde uns gesagt: Hört zu; schön dass ihr Kunst studiert, aber nur zwei Prozent schaffen das. Ich dachte damals, der Rest ist nicht gut genug. Aber das stimmt ja nicht. Es liegt ja vielmehr daran, dass es irgendwann einen Sättigungsgrad am Markt gibt.

Gleichzeitig merke ich aber auch, dass es schwer ist, als Künstlerin zu überleben, ohne wirklich am Kunstmarkt beteiligt zu sein. Und dann frage ich mich: Möchte ich wirklich in einer Nicht-Küche leben oder hätte ich gern eine Einbauküche?

Dass ich alleinerziehende Mutter bin, kommt sicher erschwerend hinzu. Die Kunst oder besser der Kunstmarkt verlangt eine unglaubliche Flexibilität. Die hat man als Mutter nicht. Aber was ich schön finde

Angelika Waniek wurde 1975 im baden-württembergischen Bad Mergentheim geboren. Nach einer Ausbildung zur Heilerziehungspflegerin entschied sie sich, Kunst zu studieren: Zunächst Bildende Kunst an der Muthesius Kunsthochschule in Kiel (1999–2006), dann Medienkunst an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig (2007–2010). Heute lebt sie mit ihrer elfjährigen Tochter in Leipzig und arbeitet hier als freie Performance-Künstlerin. www.simplepresent.de

als Mutter, ist, dass es nicht nur die Kunst gibt, sondern auch ein anderes Leben. Und dass manchmal Sachen, die in der Kunst immens wichtig sind, ihre Bedeutung verlieren, sobald man zu Hause ist. Nicht, dass ich die Kunst nicht ernst nehme. Aber durch das Familienleben bin ich gewissermaßen geerdet. Gleichzeitig schöpfe ich aber auch viel aus meiner Familie. Ich glaube, dass ich ohne mein Kind nicht da wäre, wo ich jetzt bin.

Vielen Dank für das Gespräch!

14. internationale dresdner sommerakademie für bildende kunst 24. 7. - 6. 8. 2011

MALEREI | AQUARELL | ZEICHNUNG | STREET
ART | ILLUSTRATION | HOLZSCHNITT | RADIE-
RUNG | FOTOGRAFIE | VIDEO | TEXTIL/PLASTIK
SKULPTUR | STEIN/HOLZ/BRONZE | SCHMUCK

www.sommerakademie-dresden.de